

dtv

Der Brief, der Tommie McClouds Leben für immer verändert, kommt kurz nach der Beerdigung ihres Vaters. Die unbekannte Absenderin behauptet, Tommie sei ihre Tochter und vor einunddreißig Jahren als kleines Kind entführt worden. Tommies Welt ist in den Grundfesten erschüttert – ist es möglich, dass die Unbekannte die Wahrheit schreibt und dass Tommies glückliche Kindheit in der Weite von Texas auf Lüge und Verbrechen basierte? Ihre ersten Recherchen ergeben noch Schlimmeres: Die Absenderin des Briefes ist die Ehefrau eines Chicagoer Mafiabosses, der eine lange Haftstrafe verbüßt. Und tatsächlich wurde vor einunddreißig Jahren in Chicago ein kleines Mädchen entführt ... Tommie weiß, sie wird keine Ruhe finden, bis sie herausbekommt, wer sie wirklich ist. Doch bei ihren Nachforschungen gerät sie einem Killer in die Quere.

»So jemanden wie Tommie McCloud hätte wohl jede Leserin gern zur Schwester oder besten Freundin – eine leidenschaftlich loyale Freundin, aufrichtig, temperamentvoll und bodenständig. Ein unerhört spannender Thriller, mit tollen Dialogen, hohem Tempo und Witz. Unwiderstehlich.« (Dallas Morning News)

»Beeindruckend, mit einer sehr gewinnenden, lebhaften Erzählerin.« (Sunday Times)

*Julia Heaberlin* ist Journalistin und lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Dallas/Fort Worth. Dies ist ihr erster Roman.

Julia Heaberlin

# **Stell dich tot**

Thriller

Deutsch von  
Christine Blum

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Deutsche Erstausgabe 2014  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

© 2012 Julia Heaberlin

Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
›Playing Dead‹

© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Mit Genehmigung von Ballantine Books,  
an imprint of The Random House Publishing Group,  
a division of Random House, Inc.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos von Trevillion Images/  
Sandra Cunningham und Arcangel Images/Marydorsej Wanless

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Aldus 9,75/12'

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21526-8

*Für Steve, der mir vorliet*



# 1.

Trotz des Namens – Ponder, Texas, 1101 Einwohner – eignet der Ort sich nicht gerade zum Nachdenken. Vier Monate im Jahr ist es dafür schlicht und einfach zu heiß.

Aber zum Verschwinden ist der Ort perfekt. Genau das tat meine Mutter vor zweiunddreißig Jahren. Dass sie es erfolgreich vor fast all ihren Lieben verborgen hat, spricht dafür, dass sie ziemlich gut im Lügen ist. Ich bin mir nicht sicher, was es über mich sagt.

Als ich klein war, legte meine Großmutter mir die Karten, damit ich auch einmal still saß. Ich erinnere mich noch lebhaft an einen Tag im August, als der rote Strich des Thermometers auf der Veranda hinter dem Haus bis auf 42 Grad Celsius kletterte. Schweiß rann mir die Kniekehlen hinab, und mein dünnes Baumwollkleid klebte mir am Rücken. Meine Beine, die noch zu kurz waren, um den Boden zu erreichen, baumelten unter dem Küchentisch hin und her. Granny brach Bohnen, das Geräusch war gleichmäßig und beruhigend. Ich betrachtete die hohe Karaffe mit Eistee, in dem schwerelose Minzblätter und Limetten-Viertelmonde schwebten, und wünschte mir, hineinspringen zu können. Granny beteuerte, gegen Abend werde ein Sturm aus Oklahoma Abkühlung bringen. Der Ventilator wirbelte immer wieder die Karten auf, und ich fing sie kichernd mit der flachen Hand.

Was Granny mir damals voraussagte, habe ich längst vergessen, aber ich höre noch immer die schmerzlich-freudigen Klänge des Bachkonzerts, das meine Mutter im Hintergrund spielte.

Vom schlimmsten Tag meines Lebens, zwei Jahre danach, ist mir vor allem in Erinnerung geblieben, wie kalt mir war. Granny und ich standen in einer abgedunkelten Aufbahnhalle, und die eisige Luft der Klimaanlage am Fenster überzog meine Arme mit Gänsehaut. Durch die Ritzen zwischen den Vorhängen versuchte die Septembersonne sich einen Weg nach drinnen zu bahnen. Draußen waren es über dreißig Grad, aber ich sehnte mich nach meinem Wintermantel. Ich wollte mich hinlegen und nie wieder aufwachen. Granny packte meine Hand fester, als könnte sie meine Gedanken hören. Aus einem vorbeifahrenden Pick-up dröhnten Fetzen eines Merle-Haggard-Songs und verebbten wieder. Von irgendwo nebenan hörte ich meine Mutter weinen.

In all meinen Erinnerungen ist Mama so – da und doch abwesend.

Ich bin anders. Wenn ich da bin, merkt man das.

Mir wurde oft gesagt, ich hätte einen komischen Namen für ein Mädchen. Ich sei neugierig. Ich sei zu zart, um eine Waffe zu tragen. Die ersten beiden Aussagen sind wahr.

Mir wurde gesagt, man könne doch nicht gleichzeitig Johnny Cash und Vivaldi mögen, ich sei viel zu hell für eine Texanerin und zu dünn für einen Fast-Food-Junkie, meine Haare seien so lang und glatt, dass man daran eine Katze aufhängen könne, und ich sähe aus wie eine Ballerina aus New York City, nicht wie eine ehemalige Roping-Meisterin beim Rodeo. (In Texas ist *New York City* grundsätzlich nie positiv besetzt.)

Mir wurde gesagt, meine Schwester Sadie und ich hätten in der fünften Klasse nicht Jimmy Walker verprügeln sollen, weil er sich noch heute deswegen bei seinem Therapeuten ausheult.

Mir wurde gesagt, es müsse bestimmt herrlich gewesen sein, in einer ländlichen Gartenzaunidylle wie Ponder aufzuwachsen. Darauf antworte ich immer, dass ich mich eher

mit Stacheldraht auskenne. Die Narben auf meinem Bauch sind der Beweis.

Ich lernte früh, dass nichts so ist, wie es scheint. Der nette Metzger im Piggly Wiggly, der die Knochen für unsere Hunde aufhob, schlug seine Frau. Die kleine Schwester der Homecoming-Queen war in Wirklichkeit ihre Tochter, die sie in der siebten Klasse bekommen hatte. So war nun mal das Leben.

In einem Ort wie Ponder kennt jeder deine Geheimnisse. Dachte ich jedenfalls immer. Mir kam nie in den Sinn, dass meine Mutter, die legendäre Pianistin der First Baptist Church von Ponder, etwas zu verbergen haben könnte. Nicht im Traum hätte ich mir ausgemalt, dass der Brief einer Unbekannten die Naht auflösen könnte, die alles zusammenhielt. Dass ich eines Tages jede einzelne meiner Erinnerungen nach der Wahrheit durchkämmen würde.

Der Brief ist fünf Tage alt, und ich habe ihn zweiundvierzigmal gelesen. Er ist rosa und riecht nach dem Parfüm einer Frau, die ich nicht kenne. Er lag an einem Mittwoch im Briefkasten von Daddys Büro, zusammen mit einem Spendenaufwurf von Ärzte ohne Grenzen und dem Werbeflyer für eine neue Ausstellung im Amon Carter Museum.

Daddys Sekretärin Melva, eine verwitwete ehemalige Lehrerin, die auf die siebzig zugeht, sortierte ihn aus dem Stapel und legte ihn mir hin. Was Persönliches, meinte sie, nichts von diesem computergenerierten Zeug. Vielleicht eine Beileidskarte, eines der wenigen Dinge, die heutzutage noch mit der Hand geschrieben würden.

Als ich den Umschlag öffnete und die vorsichtige und doch krakelige feminine Schrift überflog, fing die Erde an zu schlingern. Zuerst spürte ich das Zittern ganz unten in den Zehen, dann arbeitete es sich nach oben. Ich kann nicht sagen, warum der Brief mich vom ersten Moment an so erschütterte.

Es war mehr als wahrscheinlich, dass die Frau, die ihn geschrieben hatte, eine berufsmäßige Betrügerin war. Oder einfach das falsche Mädchen erwischt hatte. Die falsche Tommie McCloud mit *ie*.

Jedes der zweiundvierzig Male, die ich den Brief durchlas, wäre ich am liebsten in meinen Pick-up gesprungen und nach Hause zu Mama gefahren. Nur dass Mama nicht mehr da ist und »zu Hause« ein leeres Ranchhaus mit ausgebleichten geblühten Laken über den Möbeln, wie eine überdachte Wiese.

Aber zu Hause ist auch: unendlich weites, sanft gewelltes Land, flimmernde Hitze, süße Erinnerungen im Sirren der Zikaden. Zu Hause ist ein Fixpunkt, der mich mit aller Macht anzieht. Selbst wenn mein Körper Hunderte von Meilen entfernt ist, meine Seele bleibt dort, klammert sich an die Virginia-Eiche neben dem Betonpool, in dem ich Hundepaddeln lernte.

Es heißt, aus Lyndon B. Johnsons Schultern sei die Anspannung gewichen und er sei ruhig geworden, sobald tief unter der Präsidentenmaschine seine Ranch in Sicht kam. Meine Granny bezeichnete ihn als verrückten Egozentriker, aber bei mir hat jemand, der sich einem Stück Land so stark verbunden fühlt, einen Stein im Brett. Ich habe versucht, für immer wegzugehen, neue Wege einzuschlagen, aber restlos geborgen und glücklich habe ich mich immer nur auf der Elizabeth Ranch gefühlt, wo schon mein Urgroßvater geboren wurde und wo ich meine Kindheit verbracht hatte.

Weniger wohlmeinende Leute sagen vermutlich, ich sei nie erwachsen geworden. Ich sei einfach nur davongelaufen.

Sollte mich jemand direkt fragen, so würde ich mich als zeitweise vom Kurs abgekommen bezeichnen, seit damals vor vierzehn Jahren in der Rodeo-Arena in Lubbock, Texas, eine halbe Tonne lebendes Rind auf mein Handgelenk getrampelt war und mich buchstäblich auf den Boden der Sterblichkeit zurückgeholt hatte. Zwei Sekunden brauchte

Black Diablo, um zwölf meiner Hand- und Gelenkknochen zu zerschmettern – und damit jegliche zarte Hoffnung meiner Mutter, mich vom Rodeo weg in eine Karriere als Konzertpianistin hineinzulotsen. Meine Finger wurden nie wieder so wie früher.

Ade, Masterabschluss am renommierten Curtis Institute of Music. Ade, College-Rodeowettbewerbe, denn selbst nach einem Jahr Physiotherapie konnte ich kein Lasso mehr schwingen. Nichts ging mehr, wie bei einem Baseball-Catcher, der plötzlich nicht mehr in der Lage ist, den Ball genau zurück zum Pitcher zu werfen, obwohl er es zuvor Tausende von Malen problemlos geschafft hat.

Aber was konnte ich denn schon außer Bach und Rodeo? Als die gebrochenen Knochen verheilt waren, ging ich von zu Hause weg, unfertig und voller Wut, unsicher, wessen Träume ich da eigentlich verfolgt hatte. Ein Jahr lang tourte ich als Backpacker-Klischee durch Europa. Dann vier Jahre Kinderpsychologie-Studium an der University of Texas, drei weitere als Doktorandin an der Rice University. Fünf Jahre in Wyoming auf der Halo-Ranch, einer sozialen Einrichtung, wo mit Hilfe von Pferden kranke und psychisch traumatisierte Kinder ins Leben zurückgeholt werden und wohin ich durch ein Praktikum und einen unwiderstehlichen Mitdoktoranden gelockt wurde. Irgendwann zwischendrin verlor ich das Interesse an ihm und entdeckte dafür meine Liebe zu Pferden neu.

Dann – vor zwei Wochen – starb Daddy, und ich kam zurück nach Ponder. Endgültig. Ich hatte es niemandem gesagt, aber ich wusste, ich würde nicht mehr weggehen.

Ich schließe eine Sekunde lang die Augen. Im Geist sehe ich jedes Wort auf dem parfümierten rosa Blatt vor mir, dieses spinnenbeinige Gekrakel, das alles in Bewegung setzt.

*Liebe Tommie, so fängt es an. Hast du dich jemals gefragt, wer du bist?*

Immer, antworte ich stumm. Immer. Aber nicht so, wie du es meinst.

*Ich bin auf der Suche nach meiner Tochter, die am 15. Juli 1981 gekidnappt wurde. Sie war damals ein Jahr alt.*

Noch einmal rechne ich nach – es ist kinderleicht. Sie wurde vor einunddreißig Jahren gekidnappt. Ich bin zweiunddreißig Jahre alt.

*Ihr Name ist Adriana Marchetti.*

Italienerin, denke ich. Mein Teint ist hell. Ich bekomme in der Sonne Sommersprossen. Ich habe naturblondes Haar.

*Ich habe den größten Teil meines Lebens damit verbracht, nach dir zu suchen. Ich glaube, du bist meine Tochter.*

Ich würde diese unsichtbare Frau am liebsten anschreien. Meine Mutter hätte uns nie etwas vorgemacht, niemals. Was sie am meisten enttäuschte, war, wenn ihre Töchter sie anlogen. Und mein Vater? Noch unwahrscheinlicher.

Aber ich darf mich auch nicht selbst belügen. Denn es gibt noch einen anderen Brief. Er hatte mich irgendwann in Wyoming erreicht. Ein offizieller Umschlag mit Fenster, dahinter mein voller Name, Tommie Anne McCloud. Der Umschlag enthielt eine Sozialversicherungskarte mit brandneuer Nummer und einen Brief, der mich darüber informierte, bei einer umfassenden Überprüfung der Sozialversicherungsnummern der letzten fünfzig Jahre seien Hunderte von behördlichen Irrtümern aufgedeckt worden. Die ersten drei Ziffern meiner Nummer entsprächen nicht dem Ort, in dem ich laut Geburtsurkunde zur Welt gekommen war.

Wir bitten Sie, in Zukunft die neue Nummer zu verwenden.

Kein Problem. Für *die*. Aber diese Nummer war mein ganzes Leben lang ein Teil von mir gewesen. Sie gehörte zu mir wie meine Haare, wie Clyde, der Kater, der meine Kindheit begleitet hatte, oder mein Geburtsdatum. Sie war eine der wenigen Zahlen, die ich im Schlaf hätte aufsagen können,

fest in meinem Gehirn verankert zusammen mit all den anderen Passwörtern und Sicherheitscodes, die die Eintrittskarte zum 21. Jahrhundert darstellen. Es war ein Albtraum gewesen, sie auf meinem Reisepass, meinen Versicherungs- und Kreditkarten ändern zu lassen.

Aber ich hatte nie nachgefragt. Warum auch?

Dieser Brief rottete längst auf irgendeiner Müllhalde vor sich hin. Vor mir leuchtete auffordernd der Bildschirm von Papas Mac. Ich gab »Sozialversicherungsverwaltung« bei Google ein, fand eine Service-Hotline, tippte sie in mein Handy und verbrachte die nächsten zehn Minuten damit, mich durch automatische Menüs zu wählen, die keine Option für trauernde, verstörte Töchter enthielten, die möglicherweise vor mehr als dreißig Jahren gekidnappt worden waren. Ich schrie so lange »Mitarbeiter« in den Hörer, bis die Automatenstimme aufgab und mich an einen echten, lebendigen Menschen weiterleitete, der sich als Crystal vorstellte.

»Mir wurde vor ein paar Jahren per Post eine neue Sozialversicherungskarte mit geänderter Nummer zugestellt«, erklärte ich ihr. »Mein Name ist Tommie McCloud.«

»M-hm. Das ging Hunderten von Leuten so. Ist was damit?«

»Ich habe mich nur gefragt ... warum? Wo wäre ich nach den ersten drei Ziffern geboren worden?« Während ich es sagte, dämmerte mir, dass ich diese Information wahrscheinlich auch hätte googeln und so eine Menge Zeit sparen können.

»Und das fragen Sie jetzt? Aber kein Problem. Geben Sie mir die ersten drei Ziffern Ihrer alten und Ihre neue Nummer.«

Ich sagte beides auf. Wenige Sekunden später war sie zurück in der Leitung. Wahrscheinlich hatte sie gegoogelt.

»Chicago, Illinois.«

»Ich wurde aber in Fort Worth geboren.«

»Ja, Ma'am.« Sie klang übertrieben geduldig. »Deshalb haben Sie ja eine neue Karte bekommen.«

»Ich hatte Riesenumstände damit.« Mich ärgerte ihre herablassende Art, und ich wollte mich von dem Grund ablenken, aus dem ich überhaupt angerufen hatte.

»Ma'am, haben Sie ein Problem, bei dem ich Ihnen hier und jetzt helfen kann? Diese Überprüfung erfolgte im Rahmen der verschärften Sicherheitsmaßnahmen gegen Identitätsbetrug. Möchten Sie nicht gern in einem sicheren Land leben?«

Aha, die Taktik des 21. Jahrhunderts: Wälze die Schuld auf den Kunden ab. Gestern hatte mir ein Angestellter der Telefongesellschaft erklärt, es werde einen Monat dauern, auf der Ranch Telefon und Internet einzurichten. Als ich entgeistert protestierte, fragte er, ob ich denn der Meinung sei, ich verdiene es, vor den anderen wartenden Kunden dranzukommen. Und ob mir nicht bewusst sei, dass es in Texas eine Überschwemmung gegeben habe? Ich war nicht fähig, das einer Antwort zu würdigen. Die schwarze Erde auf Daddys Feldern war rissig vor Hitze. Ich stellte mir vor, wie der Telefonist die Augen geschlossen und blind mit dem Finger auf eine Liste mit der Überschrift *Naturkatastrophen, die sich gut als Ausrede eignen* getippt hatte.

»Sie wollen meinen Patriotismus in Frage stellen?«, fragte ich Crystal und dachte mir, dass das bestimmt nicht ihr richtiger Name war und ihre Aussprache nur antrainiert, dass sie nett und kuschelig irgendwo in Indien saß und die USA ihr so was von egal waren. »Lesen Sie das vielleicht von einer Vorlage ab? Dann rate ich Ihnen, besorgen Sie sich gefälligst eine neue Vorlage.«

»Ich werde das Gespräch jetzt abbrechen. Auf Wunsch der Kundin«, sagte sie.

»Was?«

Stille. Crystal hatte aufgelegt.

Es war egal. Ich konnte mich nicht länger davor drücken.

In Rosalina Marchettis Brief stand es klar und deutlich. Ihre Tochter Adriana war in Chicago, Illinois, gekidnappt worden. Rosalina bat mich, sie irgendwann in den nächsten Wochen dort zu treffen, auf ihre Kosten.

Wusste sie, dass mein Vater gerade gestorben war? War es nicht die Masche solcher Trickbetrüger, mit kaltem Blick die Todesanzeigen zu scannen, die zu den seltenen Orten gehören, wo auch ungewöhnliche Namen normalerweise richtig geschrieben werden?

Denn die Sache war die: Abgesehen von Blutsverwandten gab es kaum jemanden, der meinen Namen richtig schrieb. Und von denen auch nur die Hälfte.

Ich las den Brief zum dreiundvierzigsten Mal, und es war, als wäre ich wieder zwölf Jahre alt und säße mit einer Taschenlampe und einem unerträglich spannenden Roman in der Ecke einer Pferdebox, erfüllt von dem verzweifelten Wunsch, die Heldin vor der schrecklichen Gefahr zu warnen, während ich insgeheim wusste, dass ich sie beschützen konnte – für einen Tag, für Monate oder Jahre oder gar für immer –, indem ich einfach das Buch zuschlug. Ihre Geschichte mittendrin beendete.

Ich starrte Rosalina Marchettis Unterschrift an. Sie schwang sich arrogant über die gesamte rechte untere Hälfte des Blattes, mit hohen, ausladenden Buchstaben. Unter ihren Namen hatte sie wie einen nachträglichen Gedanken geschrieben:

Und die Engel weinten.

## 2.

»Alles okay, Tommie?«

Eine vertraute, knarrende Stimme. Eine Stimme wie die meines Vaters, aufgeraut von Rauch und Sägespänen. Ich hob den Kopf von dem Papierstapel. Wenn ich die Augen zusammenkniff, konnte ich mir einbilden, es wäre Daddy. Eine hochgewachsene, eckige Gestalt, ein Fünfzehn-Dollar-Haarschnitt von Joe, Jeans und Stiefel, die schon mit einigen Kühen in Kontakt gekommen waren, ein Gesicht wie der texanische Boden, zerfurcht von Sonne, Dürre und Zigaretten. Die verfluchten Zigaretten. Ich schob das Bild von Daddy kurz vor seinem Tod beiseite, mit dem Sauerstofftank neben sich wie ein treues Haustier.

»Wade. Hi.« Ich schaffte es, meine widerspenstigen Haare durch das Gummiband zu ziehen, das ich in einer Schublade gefunden hatte, und warf sie mir über den Rücken. »Ich bin wach. Ich kann mich nur noch nicht entschließen, wo ich mit Daddys Papieren anfangen soll.« Ehrlicher wäre es gewesen zu sagen, dass der ganze Raum mir geradezu körperliche Schmerzen bereitete.

Stattdessen umgriff ich mit ausgebreiteten Armen die Kanten des vernarbten Eichenschreibtischs vor mir, den ein Cowboy vor mehr als zweihundert Jahren wie ein meisterliches Puzzle aus passgenauen Teilen zusammengesetzt und mit Holzdübeln versehen hatte. Kein einziger Metallnagel. Als Dreijährige hatte ich manchmal ein Schläfchen darauf gehalten. Daddy pflegte damit zu prahlen, dass man fünf Männer brauchte, um ihn durch die Tür zu bugsieren.

Die überdimensionale Ledercouch in der Ecke bewahrte noch immer den tiefen Abdruck von Daddys hagerem Körper. An einer Tür des Wandschranks hing eine große Plastiktüte von der Reinigung – Wrangler-Jeans und einige leicht gestärkte, gebügelte Westernhemden –, neben einem kleinen Kühlschrank standen auf dem Holzboden eine Kiste Corona Light und zwei Kisten Dr Pepper, letztere ein erbliches Laster wie die Zigaretten, die ihn umgebracht hatten. Ich hatte das Rauchen mit sechzehn bleiben lassen, nachdem Daddy mich mit meiner ersten Kippe hinter der Scheune erwischt hatte. Es war das einzige Mal gewesen, dass er mich schlug. Ich blieb bei Dr Pepper.

Mein Blick verweilte kurz bei dem Foto hinter Wades Kopf. Es stammte aus einem anderen Leben: ein vergrößerter Druck von Daddy und Wade in ihrer Federal-Marshall-Uniform. Die Arme umeinandergelegt, beide mit lässig herabhängender Zigarre im grinsenden Mund. Ein guter Tag, hatte Daddy immer gesagt. Ein schlechter Kerl hatte dran glauben müssen.

In diesem renovierten Gebäude aus dem 19. Jahrhundert im historischen Viertel Fort Worth Stockyards mussten einst beinahe wöchentlich schlechte Kerle dran glauben, meist endeten sie mit einem Klumpen Blei im Rücken. Manchmal im Saloon im Erdgeschoss, manchmal auch genau hier in diesem Raum, überrascht beim Akt mit einer Frau, die für ein paar Münzen die Beine breit gemacht hatte.

Im Schatten dieser blutrünstigen Geister hatte mein Vater während der letzten dreißig Jahre das ererbte Land seiner Väter in ein millionenschweres Öl- und Gasunternehmen verwandelt, unterstützt von einer Sekretärin, sieben Rechtsanwälten, zwei Investment-Beratern und dem Mann, der in der lässigen Haltung vor mir stand, die man nur bei Cowboys in Jeans tolerieren kann. Seinen schon reichlich mitgenommenen Tony-Lama-Hut hielt er sich mit der riesigen Hand vor den Schritt.

Wade Mitchell, zehn Jahre jünger als Daddy, würde ihm laut Testament auf dem Chefsessel nachfolgen, es sei denn, ich meldete Interesse an. Meine Schwester Sadie hatte schon vor Jahren darauf verzichtet.

»Ich frage wirklich ungern, Tommie, aber bist du schon zu einer Entscheidung gekommen?«

Zuerst begriff ich nicht, was Wade meinte. Die Frage, wer den großen Job übernehmen sollte? Oder redete er von Rosalina Marchetti? Woher sollte er davon wissen? Nervös tastete ich nach dem rosa Briefpapier. Dann erinnerte ich mich daran, was er mir während der Totenwache in Tante Rebeccas Haus in dringlichem Flüsterton erzählt hatte.

»Du meinst das mit dem Windpark?«

»Ja. Das ist die einzige Sache, die wir Ende der Woche vom Tisch haben müssen. BT Power will in Stephenville weitere hundert Windräder aufstellen. Wenn wir ablehnen, suchen sie sich eine andere Stelle. Auf unseren Besitz bei Boerne, Big Dipper, haben sie auch ein Auge geworfen.«

»Ich weiß nicht«, sagte ich langsam.

»Tommie, zumindest jetzt am Anfang solltest du manche Entscheidungen noch mir überlassen. Wir haben ein sehr gutes Pachtverhältnis mit ihnen.«

»Was ist mit den fünfundsiebzig Rädern, die schon stehen? Hat es da irgendwelche Probleme gegeben?« Seit die Windräder aufgestellt worden waren, hatte ich erst einmal auf unserem Land gestanden. Mit gemischten Gefühlen. Sie waren von seltsamer Schönheit, wie sie sich da in der Nähe eines alten Farmhauses zusammenscharten, höher als die Freiheitsstatue, und mit sanftem Schwirren die Arme kreisen ließen. Wenn die Nacht anbrach, verwandelten ihre blinkenden roten Lichter die Plains in eine fremde, gespenstische Landschaft.

»Wie meinst du das?«

»Genau so, wie ich es gesagt habe. Vor einem Jahr hat Daddy auf diesem Land fünfundsiebzig Windräder aufstellen las-

sen, mit der Option auf mehr. Glaubst du, bisher ist alles gut gelaufen?«

Wade schien überrascht davon, dass ich so viel darüber wusste. Vielleicht auch davon, dass ich mich überhaupt dafür interessierte.

Ich hatte Wade nie sehr gemocht. Er hatte eine schroffe Art, war immer präsent und schnell dabei gewesen, uns aus Daddys Nähe zu verscheuchen, als wir klein waren. Aber in jungen Jahren waren Daddy und Wade zu zweit und mit der Waffe in der Hand jeder Gefahr entgegengetreten. Gemeinsam verübte Gewalt schweißt Menschen zusammen wie nichts sonst.

Er beschloss, meine Frage zu beantworten. »Der Rancher nördlich davon macht in den Medien viel Geschrei von wegen Landschaftsverschandelung«, sagte er gedehnt. »Meint, die Dinger verderben ihm die Aussicht. Die Stadt freut sich über die Steuern, die den Schulen zugutekommen. Für die ist bei dem Deal ein Sportplatz rausgesprungen.«

»Ich habe Daddy vor ein paar Monaten gesagt, dass die Kinder sich von den Dingen gestört fühlen. Und die Pferde.«

»Wovon zum Teufel redest du?«

»In der Nähe der Reha-Farm, auf der ich arbeite, wurde auch ein Windpark eingerichtet. Man sieht die Räder nicht, aber man kann sie hören. Die Kinder nennen sie Flüstermonster. Die Pferde können auch nicht mehr gut schlafen. Seit sie voll in Betrieb sind, ist manchen der Kinder ständig schwindelig. Durch Infraschall, heißt es.«

Wade runzelte die Stirn. »Ich hab jetzt keinen Kopf für solchen Hippie-Mist, Tommie. Dein Vater wollte es so. Wenn du weiter trödelst, setzen wir zwei Millionen Dollar in den Sand. Einfach so.« Er schnippte mit den Fingern und beugte sich über den Tisch, ein bisschen zu dicht vor mein Gesicht. »So was kann man nich' mit 'n paar Psychologiekursen, 'n paar bekloppten und krebsskranken Kids und 'nem

Stall voll Pferden entscheiden. So läuft das nich' in der Wirtschaft.«

Das sollte nur seinen Ärger verdeutlichen. Wir wussten beide viel zu gut, dass Wade mit seinem Master in Agrarwirtschaft an der Texas A&M University kein ungebildeter Cowboy war. Trotzdem bestand die einzig sinnvolle Psychotherapie, die er sich vorstellen konnte, aus einer Flasche Old Rip Van Winkle Whiskey und einer Stunde mit einer Waffe und einer Zielscheibe.

Ich verkniff es mir, zu erwähnen, dass ich in wenigen Monaten meinen Doktor haben würde. »Big Dipper ist ein wunderschönes Stück Land. Unberührte Natur. Vor allem gibt es dort Wasser – Quellen und den Fluss. Solche Grundstücke sind rar.«

»Das Land hat lediglich Erholungswert«, konterte Wade. »Dafür zahlt heutzutage niemand mehr was, jedenfalls keinen solchen Spitzenpreis.«

Ich sah ihn unverwandt an. Dieses Stück Land würden wir niemals verkaufen. Er missverstand absichtlich, worauf ich hinauswollte. Ich umgekehrt auch.

Aus uns beiden flutete die Trauer um Daddy und sickerte in die Dielenbretter ein, die einst regelmäßig mit Blut getränkt worden waren.

Ich wusste, dass Wade jeden Samstag mit seinem fünfundzwanzigjährigen autistischen Sohn angeln ging, eine selbstauferlegte Verpflichtung, die er niemals vernachlässigte. Seine Cowboystiefel waren eine Sonderanfertigung von Leddy's ein Stück die Straße runter, wegen des leichten Hinkens, über das er nie ein Wort verlor. Trotz dieses Hinkens hatte er darauf bestanden, meine Mutter an dem Tag, als sie die Ranch endgültig verlassen musste, hinauszutragen, eine kaputte Puppe in seinen Armen.

Im Großen und Ganzen war er ein guter Mensch. Klug außerdem. Das wusste ich. Ich mochte ihn nur nicht.